

Semantik und Diskurs.

Die Wissenskonzeptionen Niklas Luhmanns und Michel Foucaults im Vergleich

MATTHIAS LEANZA

Die Systemtheorie Niklas Luhmanns weist trotz zahlreicher Differenzen eine Reihe von Gemeinsamkeiten mit unterschiedlichen poststrukturalistischen Denkfiguren und Sozialtheorien auf. Die konsequent differenztheoretische Konzeptualisierung des Sozialen, die Fokussierung von Paradoxien und Unentscheidbarkeiten oder die ›Fundierung‹ sozialer und psychischer Systeme in sinn- und ereignishafte Operationen können exemplarisch angeführt werden. Sein aus der Neurobiologie entlehntes Konzept der Autopoiesis bezeichnet Luhmann (2008: 60) gar als eine »eindeutig *poststrukturalistische* Theorie«. Seit Mitte der 1990er Jahre finden sich in der Literatur vermehrt Hinweise auf solche Konvergenzpunkte, ohne dass dabei wichtige Unterschiede – wie die divergierenden theoretischen Selbstverständnisse oder zeitdiagnostischen Implikationen – außer Acht gelassen werden. Zum Teil werden Vergleiche zwischen der Systemtheorie Luhmanns und den verschiedenen poststrukturalistischen Autoren durchgeführt oder beide Theorietraditionen konstruktiv aufeinander bezogen (vgl. u. a. Fuchs 1995; Kneer 1996; Lichtblau 1999: 245ff.; Stäheli 2000; Andersen 2003).

Luhmann selbst nimmt gegenüber dieser von ihm oft als »Postmoderne« bezeichneten Theorieströmung eine ambivalente Position ein. Neben zustimmenden oder zumindest ernsthaften Diskussionen poststrukturalistischer Ansätze und Konzepte (vgl. zur Dekonstruktion u. a. Luhmann 1995a), finden sich zahlreiche – teils polemische – Abgrenzungen und Kritiken. Die ›Postmoderne‹ biete zwar eine interessante Analyse der Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaft, dennoch

fehle es ihr an einem elaborierten Verständnis sozialer System- und Strukturbildung (vgl. Luhmann 1997: 1143f.). Ebenfalls wird die nach Luhmann (1994a: 210) in Frankreich zu beobachtende Neigung, Differenzierungs- und Systembildungsprozessen »einen politiknahen Anstrich zu geben«, kritisch beäugt. »Das Gesamtsystem, die Gesellschaft, wird nicht«, wie gegen Foucault und andere Autoren vorgebracht, »durch einen ursprünglichen Akt der gewaltsamen Selbstverstümmelung in Form gebracht, sondern durch Differenzierung«.¹

Insgesamt zeichnet sich das Verhältnis der Luhmannschen Systemtheorie zu den verschiedenen poststrukturalistischen Ansätzen durch eine produktive Spannung zwischen Nähe und Distanz aus. Der vorliegende Aufsatz macht es sich zur Aufgabe, dieses Spannungsverhältnis am Beispiel der systemtheoretischen Semantikstudien und der Foucaultschen Diskursanalyse genauer auszumessen. Ein vergleichender Blick auf gerade diese zwei Autoren und Aspekte ihres Werkes erweist sich als interessant, scheint hier die Unterschiedlichkeit beider Positionen doch besonders stark ausgeprägt zu sein. Während Luhmann (1993a: 7) in seinen historischen Semantikstudien in erster Linie dem »Zusammenspiel von strukturellen und semantischen Veränderungen« nachgeht, um seine These von der Umstellung der primären Differenzierungsform der Gesellschaft von Stratifikation hin zu funktionaler Differenzierung im Übergang zur Moderne zu plausibilisieren, so interessiert Foucault (2003: 10) die Positivität von Diskursen, also das »was der Diskurs in seiner materiellen Wirklichkeit als gesprochenes oder geschriebenes Ding ist«. Dem Interesse Foucaults an Diskursen als Strukturen *sui generis* steht Luhmanns (1999a: 8) Versuch einer »konstruktivistischen Reformulierung des Anliegens der Wissenssoziologie« entgegen. Denn die Wissenssoziologie interessiert sich – zumindest in der Form, die ihr Karl Mannheim (1995) gegeben hat und in dessen Tradition die Luhmannschen Semantikstudien stehen – weniger für kontingente Artikulationspraktiken als vielmehr für die soziale »Seinsverbundenheit« (ebd.: 229) von Semantiken.

In einem für das internationale Publikum verfassten Vorwort für seine ins Englische übersetzte Semantikstudie *Love as Passion* findet sich bei Luhmann (1998: 2) eine explizite Kritik an Foucaults archäologischer Diskursanalyse:

»Disregarding for the moment the philosophical battle lines Foucaults draws up, i. e. his attack on both a linear philosophy of history and the programme of

1 Luhmann unterstellt hier einen juristischen, auf dem Verbot und der Negation beruhenden Machtbegriff, wie er zumindest bei Foucault nicht gegeben ist (siehe unten).

enlightenment centred on reason – a stance he uses to justify his methodology – a sociologist would be likely to go one step further and endeavour to establish what restrictions were imposed by social structure on possible discourse«.

Wenn, wie Luhmann nahelegt, Foucault mit seiner archäologischen Fokussierung auf diskursive Regelmäßigkeiten nicht die durch die Gesellschaftsstruktur erzeugten Restriktionen für mögliche Diskurse aufzeigen kann (und damit unsoziologisch verfährt), so könne er auch nicht die mit Diskursformationen verbundenen Machtstrukturen angemessen erklären (vgl. Luhmann 1998: 2).

Bereits an dieser Stelle ist deutlich, dass es im Folgenden nicht um eine – auch in anderer Hinsicht fragwürdige – Synthese von Foucaultscher Diskurs- und Luhmannscher Semantikanalyse gehen kann. Dennoch finden sich bei eingehenderer Betrachtung Gemeinsamkeiten und produktive Anknüpfungspunkte, die einem oberflächlichen Blick und einem vorschnellen Urteil verborgen bleiben müssen. So wird etwa in der von Luhmann nicht erwähnten Genealogie, welche Foucaults Schriften der 1970er Jahre maßgeblich prägte, detailliert dem Verhältnis von Wissen und institutionellen Strukturen nachgespürt. Ebenso lässt sich Luhmanns Semantikbegriff keinesfalls auf eine rein wissenssoziologische Perspektive eng führen. Wie sich zeigen wird, sträubt sich dieser beständig gegen seine wissenssoziologische Verwendung, wodurch sowohl theoriearchitektonische Probleme für die Systemtheorie entstehen, als auch eine Annäherung an einen poststrukturalistischen Diskursbegriff möglich wird. Im Folgenden wird eine vergleichende Gegenüberstellung beider Konzepte vorgenommen, die Gemeinsamkeiten und Differenzen gleichermaßen herauszuarbeiten versucht (vgl. hierfür auch Stäheli 2004; Reinhardt-Becker 2004).²

2 Es finden sich ebenso Autoren, welche den *System-* mit dem Diskursbegriff vergleichen (vgl. u. a. Habermas 1988: 410f.). Wenngleich Foucaults Diskursbegriff *auch* Bedeutungen des Systembegriffs realisiert, so vermag ein solcher Vergleich aus zweierlei Gründen aber nicht zu überzeugen: *Erstens* lassen sich die von Foucault empirisch untersuchten Diskursformationen systemtheoretisch wesentlich plausibler als Semantiken konzeptualisieren, denn als autopoietische Sozialsysteme; noch sollte *zweitens* übersehen werden, dass Foucault ähnlich wie Luhmann von einer Unterscheidung zwischen Diskursen (Semantiken) und Institutionen (Sozialstrukturen) ausgeht.

Semantiken zwischen Indikation und Konstitution

Unter dem Titel *Gesellschaftsstruktur und Semantik* (1980, 1981, 1989, 1995) liegen vier Bände mit historischen Untersuchungen zu gesellschaftlichen Selbstbeschreibungs- und Denktraditionen der europäischen Neuzeit vor. Hierzu zählt auch die Studie *Liebe als Passion* (1982), die anhand literarischer Quellen des 17. bis 19. Jahrhunderts die Evolution einer Semantik für passionierte Liebe nachzeichnet. Zudem findet sich in Luhmanns *Die Gesellschaft der Gesellschaft* von 1997 ein knapp dreihundertseitiges Kapitel über »Selbstbeschreibungen«, das in einem historischen Durchgang von der antiken philosophischen Tradition ›Alt-europas‹ bis hin zu den massenmedialen Risikosemantiken unserer Tage das – mit Foucault formuliert – diskursive Archiv Europas auszumessen versucht. Es liegt somit ein breiter Korpus an empirischen Untersuchungen über das »kulturgeschichtliche Material [vor], das wir hier Semantik nennen« (Luhmann 1993c: 7). Das Ziel der folgenden Auseinandersetzung kann es nicht sein, die materialen Befunde der Luhmannschen Semantikstudien zu rekonstruieren oder zu bewerten. Vielmehr gilt es, grundlegende analytische Zugangsweisen und Begriffsstrategien herauszupräparieren, die den historischen Untersuchungen zugrunde liegen und ihnen Kontur verleihen.

Es können dann zwei unterschiedliche Verwendungsweisen und Bedeutungskomponenten des Semantikbegriffs herausgearbeitet werden, die in einem zunächst widersprüchlichen Verhältnis zueinander stehen. Die wissenssoziologische Perspektive auf Semantik stellt dabei Luhmanns dominante Zugangsweise dar, wie bereits mit dem Untertitel seiner Semantikbücher *Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* angezeigt wird. Daneben findet sich – oft in denselben Texten – eine weitere Konzeptualisierung von Semantik, welche deren systemkonstitutiven Charakter herausstellt. Während die erste wissenssoziologische Lesart Semantiken auf Distanz zu den für ein System basalen Operationen bringt, wird im zweiten Fall die These entwickelt, dass in jeder Operation sozialer und auch psychischer Systeme semantische Schemata konstitutiv eingehen.

Semantikanalyse als Wissenssoziologie

Die Semantikstudien Luhmanns stehen, wie bereits erwähnt, in der Tradition der Mannheimschen Wissenssoziologie und teilen mit dieser ihr grundlegendes Erkenntnisinteresse. Das Anliegen Mannheims (1995: 232) war es, die »Korrelation [...], die zwischen Wissensarten, Wissens-

gehalten und bestimmten tragenden sozialen Gruppen und sozialen Prozessen besteht«, aufzuzeigen. In Absetzung von einer philosophischen und rein immanenten Betrachtung von Wissen und Erkenntnis machte die Wissenssoziologie »die gesellschaftliche Gebundenheit von Theorien und Denkweisen« (Mannheim 1995: 227) zum Thema ihrer Untersuchungen. Wenn Mannheim den philosophischen Universalienstreit zwischen Realismus und Nominalismus auf die Konkurrenzsituation verschiedener Gruppen in der mittelalterlichen Kirche zurückführt (vgl. Mannheim 1982: 341f.) oder politische Ideologien auf die Klassenposition ihrer Vertreter hin funktionalisiert (vgl. Mannheim 1995: 102ff.), dann wird – wie später auch bei Luhmann – von der sozialen Situiertheit und Gebundenheit von Wissen ausgegangen.

Neben der Wissenssoziologie Mannheims stellt die Begriffsgeschichte, aus welcher Luhmann den Semantikbegriff entlehnt, einen weiteren zentralen Bezugspunkt dar. Mit dem von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck herausgegebenen achtbändigen Lexikon *Geschichtliche Grundbegriffe* (1972-1997) sowie zahlreichen weiteren begriffsgeschichtlichen Studien wird aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive ein ähnliches Erkenntnisinteresse wie schon in der Wissenssoziologie Mannheims verfolgt, wenngleich nunmehr historisch feingliedrigere Untersuchungen vorgelegt werden. Der durch das Lexikon empirisch fundierte Forschungsansatz der Begriffsgeschichte handelt »nicht von Sprachgeschichte« im Allgemeinen, »sondern nur von der politisch-sozialen Terminologie, die für die Erfahrungsbestände der Sozialgeschichte relevant ist« (Koselleck 1989: 108) und der von ihr als »Semantik« bezeichnet wird. Anhand der Geschichte von Begriffen mit historischer Tragweite, wie »Demokratie«, »Öffentlichkeit«, »Fortschritt«, »Menschheit«, »Volk« oder »Freiheit« sollen Rückschlüsse auf sozialgeschichtliche Prozesse vorgenommen werden. Der intensiv untersuchte Zeitraum des 18. Jahrhunderts, vor allem in seinen letzten drei Jahrzehnten, offenbare dabei einen »epochalen Evidenzwandel« (Koselleck 1972: XIX), welcher sich in einer weit reichenden Transformation der politisch-sozialen Semantik manifestiere (vgl. Koselleck 1989: 112). Semantik interessiert hier vornehmlich als »Indikator strukturellen Wandels« (ebd.: 114) und zeige den Übergang zur modernen Gesellschaft an.

Obgleich Luhmann zahlreiche Kritikpunkte an der Wissenssoziologie Mannheims und der Begriffsgeschichte vorbringt, übernimmt er von ihnen wichtige Denkfiguren: Auch er geht der Frage nach der »*Korrelation* oder *Kovariation* von Wissensbeständen und gesellschaftlichen Strukturen« (Luhmann 1993b: 15) nach. Ebenso interessiert er sich in seinen empirischen Fallstudien primär für »Veränderungen in der Ideen- und Begriffswelt, die den Übergang zur modernen Gesellschaft beglei-

ten und signalisieren« (Luhmann 1993c: 7). Und analog zur Begriffsgeschichte wird die These einer »Gesamttransformation des semantischen Apparats der Kultur« (Luhmann 1993b: 32) zu belegen versucht. Dennoch existieren neben diesen Kontinuitäten auch deutliche Unterschiede.

Anders als bei Mannheim oder in der Begriffsgeschichte Kosellecks werden die systemtheoretischen Semantikstudien evolutionstheoretisch gerahmt. Mit dem Konzept der Evolution bezeichnet Luhmann im Anschluss an die neo-darwinistische Theorie Wandlungsprozesse, die auf Mechanismen der Variation, der Selektion und der erneuten Stabilisierung beruhen (vgl. ausführlich Luhmann 1997: 413ff.). Der Evolutionsbegriff interessiert Luhmann vornehmlich im Zusammenhang sinnhafter, d. h. sozialer und psychischer Systeme und bietet eine Möglichkeit, Strukturveränderungen dieser Systeme zu beschreiben, ohne dafür auf Annahmen linearer Kausalität und Planbarkeit rekurren zu müssen oder dem soziokulturellen Prozess eine Gerichtetheit auf bestimmte Zwecke und Entwicklungsziele zu unterstellen.³ Die für die Semantikstudien relevante These Luhmanns besteht darin, dass sich im Laufe der Evolution des Gesellschaftssystems eine Differenzierung von Teilsystem- und Ideenevolution vollzogen habe. Seitdem gilt:

»Die internen Evolutionen können entweder Evolution der Semantik (Ideenevolution) oder Evolution der Teilsysteme sein. Im ersteren Fall ändert sich das Ideengut, das die Funktion einer sozialen Semantik erfüllt; im zweiten Falle ändert sich die soziale Struktur und, soweit von ihr abhängig, auch das Ideengut eines Teilsystems des Gesellschaftssystems« (Luhmann 1993b: 44).

Auch wenn Luhmann (1997: 883) die Existenz oral tradierter Semantiken in Betracht zieht, bilde sich eine eigenständige Ideenevolution erst aus, »wenn genügend Gedächtniskapazitäten gegeben sind, wenn also die Gesellschaft in ausreichendem Maße über Schrift verfügt« (ebd.: 540). Die Differenz zwischen Ideen- und Teilsystemevolution ist demnach das Ergebnis gesellschaftlicher Evolution, genauer ihrer Medienrevolution. Auf den in Büchern und Texten fixierten Sinn könne noch lange nach seiner Entstehung zurückgegriffen und neue Variationen angeregt werden. Auf diese Weise entstehe eine eigenständige Evolution semantischer Formen, die in *relativer Distanz* zu gesellschaftsstrukturellen Ereignissen und Prozessen verlaufe sowie mit gewagten und zu-

3 Luhmann behauptet damit nicht, dass die *biologische* Evolution als Erklärung sozialer und psychischer Prozesse herangezogen werden könnte. Im Gegenteil vertritt er die These, dass von dieser abgekoppelte Evolutionsprozesse sozialer und psychischer Systeme existieren, die auf genuin sozialen und psychischen Mechanismen der Variation, der Selektion und der Restabilisierung beruhen und eine eigene Dynamik entfalten.

nächst unwahrscheinlichen Möglichkeiten der Darstellung, Themenfindung oder Argumentation experimentieren könne. Mit der gepflegten, in Büchern und Texten tradierten Semantik richtet das Gesellschaftssystem demnach einen innergesellschaftlichen Bereich ein, in welchem Variationen semantischer Formen stattfinden, die zunächst abgekoppelt von der basalen Selbstreferenz des Systems sind.

Trotz der Unterscheidung zweier gesellschaftsinterner Typen von Evolutionsprozessen werden diese nicht als vollständig unabhängig voneinander konzipiert. Die Ideenevolution sei über den Mechanismus der Selektion an die Evolution der Gesellschaftsstruktur gebunden. »Während die Variation des Ideengutes weitgehend endogen geschieht durch Produktion von Texten aus Texten« (Luhmann 1997: 546), sei der Selektionsmechanismus der Ideenevolution »abhängig von Plausibilitäten, die sich im allgemeinen gesellschaftlichen Verkehr ergeben und ihn tragen« (Luhmann 1993b: 51). Luhmann behauptet damit nicht, dass Aussagen unabhängig von ihrer Binnenlogik und ihrer Positionierung im semantischen Feld Plausibilität erlangen. Dennoch fällt besonders bei der Betrachtung größerer Zeitspannen auf, dass der Erfolg und die Anschlussfähigkeit bestimmter Themen, Argumentationsfiguren, Fragestellungen oder normativer Überzeugungen mit typischen gesellschaftlichen Situationen und Strukturen korrelieren:

»So kann man in Adelsgesellschaften nicht gut bestreiten, daß der Adelige »besser lebt«, also »besser ist« als der Bauer. Das sieht jedes Kind. [...] Plausibilitäten vermitteln eine Art Realitätsindex, und wer sich dem nicht fügt, hat wenig Chancen« (Luhmann 1997: 548f.).

Die zahlreichen von Luhmann durchgeführten Fallstudien versuchen am historischen Material den Wandel gesellschaftsstruktureller Plausibilitätsbedingungen für Semantik aufzuzeigen. Wenn sich der »Wechsel der Weltbegriffe, der Zeitbegriffe, der Rahmenvorstellungen für Dinge und für soziale Ordnung mit Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur korrelieren« lassen (ebd.: 911), dann erlaubt eine Semantikanalyse – so die Idee Luhmanns – auch Rückschlüsse auf dominante Strukturmuster und Dynamiken einer Gesellschaft. Anders als die Foucaultsche Archäologie, welche den jeweils zu untersuchenden Diskurs als Monument »in seiner Konsistenz zu erhalten, ihn in der ihm eigenen Komplexität hervortreten zu lassen« versucht (Foucault 1981: 72), behandelt Luhmann Semantik als Dokument gesellschaftsstruktureller Wandlungsprozesse (vgl. Stäheli 2000: 191).

Das Zentralereignis struktureller Transformation, das die Semantikstudien sichtbar zu machen suchen, ist die Umstellung der primären Dif-

ferenzierungsform der Gesellschaft von Stratifikation, welche in Europa in der Form von Ständen vorlag, hin zu funktionaler Differenzierung im Übergang zur Moderne. Während Luhmann (1997: 595ff.) unter Systemdifferenzierung die Wiederholung von Systembildung innerhalb eines Systems versteht, so verweist der Begriff der Differenzierungsform auf die Qualität der System-System-Beziehungen, also auf die Art der Relation zwischen den Teilsystemen. Obgleich segmentäre und stratifikatorische Differenzierungsmuster in der Moderne nicht verschwinden – man denke nur an die segmentäre Binnendifferenzierung des politischen Systems in Staaten –, so setze sich dominant ein funktionales Muster durch, welches auf neuartige Weise Gleichheit und Ungleichheit kombiniere. Die sich in der Neuzeit ausdifferenzierenden Funktionssysteme – wie Kunst, Wirtschaft, Politik, Erziehung oder Recht – sind Luhmann folgend insofern gleich, als dass sie für das Gesamtsystem spezifische Funktionen erfüllen und dabei weder hierarchisch angeordnet noch durch andere primäre Teilsysteme substituierbar sind: Die Wirtschaft ist auf ausgebildeten Nachwuchs ebenso angewiesen wie das Erziehungssystem auf bezahltes Lehrpersonal. In Bezug auf ihre jeweilige Funktion stellten sich aber alle Funktionssysteme als ungleich dar, monopolisierten sie doch diese (vgl. ebd.: 745f.). Die historischen Semantikstudien verfolgen das Ziel, am Wandel semantisch-textlicher Strukturen diesen weitläufigen und unmittelbar nicht zugänglichen Prozess der funktionalen Ausdifferenzierung des Gesellschaftssystems sichtbar zu machen.

Neben gesamtgesellschaftlichen Semantiken – wie sie etwa rund um die Topoi der Natur, der Kultur oder des Individuums zu finden sind – stellen die sich seit dem 17. Jahrhundert ausbildenden Reflexionstheorien der Funktionssysteme, die sich im weiteren historischen Verlauf in wissenschaftliche Disziplinen wie Rechtswissenschaft, Pädagogik, Theologie oder Wirtschaftswissenschaften verdichtet haben, ein wichtiges Forschungsfeld dar (vgl. Kieserling 2004). Luhmann (1997: 553f.) konstatiert hier eine zur funktional differenzierten Gesellschaftsstruktur *formanaloge Differenzierung des semantischen Raums*. Gegenüber den teilsystemspezifischen Reflexionstheorien, die zu einer Überschätzung der gesellschaftlichen Bedeutung ihres jeweils zugeordneten Funktionssystems neigten, gelte es eine adäquate Reflexionstheorie des Gesellschaftssystems als Ganzem zu entwickeln, welche der »zunehmende[n] Diskrepanz zwischen Semantik und Realität« (ebd.: 1096) entgegenarbeite.

Semantikanalyse als Konstitutionsanalyse

Während klassische ideologietheoretische bzw. wissenssoziologische Ansätze noch vergleichsweise problemlos eine Unterscheidung zwischen materiellen und ideellen Strukturen, Gruppenkonstellationen und Denkstilen oder sozial- und begriffsgeschichtlichen Prozessen ziehen konnten, so wird eine solche Ebenentrennung innerhalb der konsequent sinn- und kommunikationstheoretisch fundierten Gesellschaftstheorie Luhmanns zunehmend schwieriger – ein Problem, das uns bei Foucault in ähnlicher Weise beschäftigen wird. Diese Schwierigkeit zeigt sich zentral auch an den von Luhmann gegebenen Definitionen seines Semantikbegriffs, die über einen wissenssoziologischen Rahmen hinaus weisen und die These stützen, dass *jede* Operation sinnhafter Systeme konstitutiv auf semantische Formen angewiesen ist. Semantik kann dann nicht mehr, wie dies die wissenssoziologische Unterscheidung zwischen Ideen- und Teilsystemevolution noch voraussetzte, von den basalen Operationen eines Systems unterschieden werden, um anschließend Korrelationen zwischen beiden ›Ebenen‹ durchzuführen. Wenn die Strukturen sinnhafter Systeme für ihre Konstitution auf Semantik angewiesen sind, dann wird – wie bereits mehrfach herausgearbeitet wurde (vgl. Stäheli 1998; Kogge 1999; Stichweh 2000; Srubar 2006) – die Unterscheidung zwischen Ideen- und Teilsystemevolution unterlaufen und das wissenssoziologische Forschungsprogramm in Frage gestellt.

Luhmann (1993b: 19) definiert Semantik als einen »höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn«. In kritischem Anschluss an die Phänomenologie Husserls wird Sinn dabei als ein »Universalmedium« (Luhmann 1997: 51) für psychische und soziale Systeme konzipiert und meint den Sachverhalt, dass jede Operation dieser Systeme mit einem für sie erkennbaren »Verweisungsüberschuss« (ebd.: 49) auf andere mögliche Operationen belegt wird. Sinnsysteme ständen daher vor der Aufgabe, die prinzipiell endlosen Verweisungsketten auf mögliche Anschlussoptionen oder nicht gewählte Möglichkeiten, vor deren Hintergrund das je aktuelle Geschehen aber Kontur gewinnt, zu begrenzen sowie bestimmte Selektionspräferenzen zu entwickeln. Hierzu bildeten sich semantische Typen aus, welche auf psychischer wie sozialer Ebene orientierend wirken, indem sie Möglichkeitshorizonte etablieren und konkrete Selektionspräferenzen bezüglich der dann noch gesehenen Möglichkeiten festlegen. Wenn in einer Interaktion etwa das Schema der Geselligkeit angezeigt wird, dann erscheinen – Georg Simmel folgend – nur solche Redebeiträge und Themen als passend, welche die Individualität einzelner Personen nicht zu stark herausstellen und es allen InteraktionsteilnehmerInnen ermöglichen, sich

weitergehend einzubringen, weshalb Taktgefühl zur zentralen kommunikativen Ressource wird. Das Interaktionsschema reduziert den prinzipiell verfügbaren Möglichkeitsraum und plausibilisiert spezifische Selektionen.

»Es gibt durchaus diese Möglichkeit relativ typenfreien Sinnerlebens und Handelns, und es gibt eine Art Überraschungsgenese von Sinn. [...] Aber immer wenn derart unspezifizierter Sinn passiert, setzen Bemühungen ein, Anomie zu beseitigen und ordentlichen Sinn, regulär verwendbaren Sinn, typifizierten Sinn zu ermitteln. Man bemüht Interpretationen, Zuordnungsversuche oder auch Verdrängungen, um das Problem ins Verkehrsbliche zu normalisieren« (Luhmann 1993b: 18f.).

Die hierfür verwendbaren semantischen Formen werden präzise auch als »Sinnverarbeitungsregeln« (ebd.: 19) bezeichnet.

Die Genese sozialer wie psychischer Ordnung kann demnach als ein Prozess der *Normalisierung von Sinn* verstanden werden. Eine wichtige Instanz ist systemtheoretisch dabei auch die Sprache, die als ein zentrales Medium für Kommunikation und Bewusstsein auf stark generalisiertem Niveau Bedeutungsgehalte kondensiert. Parallel zu Foucaults (1981: 41f., 123f., 172ff.) bisweilen übersehender Unterscheidung zwischen Sprach- und Diskursanalyse, weist Luhmann in diesem Zusammenhang jedoch auf die Unterbestimmtheit von Sprache hin:

»Aber Sprache wirkt nicht spezifisch genug, um dirigieren zu können, auf was die Kommunikation sich stützen kann, wenn sie abzuschätzen versucht, was verständlich ist – wenn sie, könnte man sagen, sich selbst zu antizipieren versucht« (Luhmann 1996: 317).

Daher müssten sich Semantiken als ein »dazwischenliegendes, Interaktion und Sprache vermittelndes Erfordernis« ausbilden (Luhmann 1984: 224). In die »leeren Formen der Sprache« (Foucault 2003: 31) schreiben sich somit spezifische Semantiken ein, die aus der Vielzahl sprachlich korrekter Sätze nur sehr wenige Aussagen selektieren. Semantiken etablieren innerhalb der Medien des Sinns und der Sprache deutlich enger gesteckte Rahmen, die selbst wiederum Variationsmöglichkeiten für die dann konkreten Operationen sozialer und psychischer Systeme offen lassen (vgl. Hahn 2004: 46f.).

Besonders in seinen späten Veröffentlichungen rückt Luhmann die Semantik/Sozialstruktur-Unterscheidung in die Nähe der Unterscheidung von Beobachtung und Operation:

»Man muß deshalb, im Anschluss an die Unterscheidung zwischen Operation und Beobachtung, die entsprechenden Strukturen unterscheiden: die Struktu-

ren der Systemdifferenzierung und die semantischen Strukturen, die bewahrenswerten Sinn identifizieren, festhalten, erinnern oder dem Vergessen überlassen« (Luhmann 1997: 538).

Diese Analog-Setzung bindet das wissenssoziologische Programm an die Kommunikationstheorie und soll es so begründen helfen. Bei genauerer Betrachtung legt Luhmann damit jedoch den konstitutiven Charakter von Semantik für die Systemdifferenzierung offen. Denn seine Kommunikationstheorie zeigt auf, dass die Operationen sozialer Systeme auf eine stets mitlaufende Selbstbeobachtung und damit auf Semantik unhintergebar angewiesen sind.

In Abgrenzung von einem Übertragungsmodell entwickelt Luhmann eine Theorie von Kommunikation, welche diese als eine Synthese dreier Selektionen begreift. Stets müsse zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Information, der Mitteilung und des Verstehens selektiert werden, wobei alle drei Komponenten der Kommunikation in einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis ständen – »und dies nicht etwa in einem kausalen Sinne, wonach die Information die Ursache der Mitteilung und die Mitteilung Ursache des Verstehens sein müßte, sondern im zirkulären Sinne wechselseitiger Voraussetzung« (Luhmann 1995b: 114). Auch wenn alle drei Aspekte der Kommunikation als gleichrangig konzipiert werden – Information, Mitteilung und Verstehen verwiesen konstitutiv aufeinander und könnten ohne die jeweils anderen Komponenten nicht entstehen –, so wird dem Verstehen eine besondere Bedeutung zugesprochen, synthetisiere es doch die Kommunikation. Erst wenn das Verhalten *Altors* von *Ego* als die Mitteilung einer Information verstanden wird, unabhängig davon welche faktischen Motive dem Verhalten *Altors* zugrunde lagen, emergiere Kommunikation. Das was eine Mitteilung gewesen sein und eine Information bedeutet haben wird, entscheidet sich demnach erst retrospektiv durch die Art des kommunikativen Anschlusses, der von Luhmann etwas missverständlich als »Verstehen« bezeichnet wird (vgl. Fuchs 1995: 13ff.). Fragen können etwa überhört werden oder zu sachlichen Auskünften animieren, Gegenfragen provozieren oder bedrücktes Schweigen hervorrufen, wodurch jener im Nachhinein eine kontextspezifische Bedeutung zugeordnet wird und mithin überhaupt erst als Frage in der Kommunikation erscheint. »Die Kommunikation wird sozusagen von hinten her ermöglicht, gegenläufig zum Zeitablauf des Prozesses« (Luhmann 1984: 198). Das Verstehen, das selbst wiederum für eine Anschlussoperation eine Mitteilungshandlung darstellen wird, repräsentiere dabei die Selbstbeobachtung der Kommunikation (vgl. Luhmann 1984: 196, 1997: 879f.). Die *qua* Verstehen geleistete Selbstbeobachtung sozialer Systeme unterscheidet stets zwischen denjenigen Verhaltenswei-

sen, die für das System als relevante Mitteilungshandlungen mit spezifischem Informationswert operativ anschlussfähig werden, von all jenen, die als anderweitiges Handeln oder Erleben in die Umwelt des Systems fallen. Deshalb könnten »soziale Systeme ihre Selbstreproduktion nur mit Hilfe von Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen durchführen« (Luhmann 1984: 230). Semantiken stellen dabei Schemata zur Verfügung, mit deren Hilfe auf Mitteilungshandlungen zugerechnet und auf spezifische Weise an jene angeschlossen wird.

Neben dem Sinnbegriff und der Kommunikationstheorie Luhmanns finden sich auch an anderen Stellen der Theorie Verweise auf den systemkonstitutiven Charakter von Semantik: So seien die Operationslogiken der Funktionssysteme schon vor der Neuzeit in »funktionsspezifische[n] Terminologien, die als eine Art intellektuelle Vorbereitung, als ›preadaptive advances« (Luhmann 1993b: 49) wirkten, in den Klöstern und dem mittelalterlichen Rechtsbetrieb vorgedacht worden. Dementsprechend seien die für Funktionssysteme konstitutiven symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien – wie Liebe, Wahrheit oder Geld – »semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen« (Luhmann 1994b: 21) und sie instituierten einen binären Code, der eine »semantische Karriere« (Luhmann 1987: 19) durchlaufe. Ebenso hingen die Programme der Funktionssysteme, welche die Zuordnung der Code- Werte dirigierten, von einer »semantischen Apparatur« (ebd.: 19) ab, wie sie im Falle der Wissenschaft in Theorien und Methoden zu finden sei. Ob durch Wahlen legitimierte Parlamente gebildet werden, passionierte Liebe möglich und nicht bloß abwegig erscheint, Kinder Erziehung in Schulen zuteil wird und Menschen als rechtsfähige Personen gelten, all dies ist dann abhängig von funktionsspezifischen Sondersemantiken.

Eine aussichtsreiche *intersystemtheoretische* Möglichkeit, die beiden Semantikkonzeptionen – Wissenssoziologie und Konstitutionsanalyse – miteinander zu vermitteln und somit an der Einheit des Begriffs festzuhalten, stellt die Unterscheidung verschiedener Selbstreferenzebenen dar (vgl. Luhmann 1984: 600f.). Die basale Selbstreferenz, die in Bezug auf soziale Systeme durch die Verstehenskomponente der Kommunikation vollzogen wird, sei dabei eine unhintergehbare Form des Selbstbezugs autopoietischer Systeme (vgl. ebd.: 600). Wie anhand des Kommunikationsbegriffs gezeigt wurde, sind bereits hier Semantiken in die systemkonstitutive Selbstbeobachtung eingelassen. Semantische Typen können – wie anhand von Zeitschemata ausgeführt wird – »nicht nur *thematisch*, sondern viel tiefer greifend auch *operativ in die Selbstbeschreibung* der Gesellschaft und ihrer Welt eingebaut sein« (Luhmann 1997: 1015, H. d. A.). Daneben werden Reflexivität (prozessuale Selbstreferenz),

welche die Thematisierung eines Prozesses innerhalb eines Prozesses bezeichnet und schließlich »*Reflexion* und ihren Ertrag *Reflexionstheorien*« (Luhmann 2008c: 182), die auf die Bezeichnung der Einheit eines Systems abzielen, unterschieden. Reflexivität und Reflexion setzen ein bereits bestehendes System voraus und stellen, gleichwohl sie am System partizipierten und durch ihr schieres Auftreten schon punktuell veränderten, kein notwendiges Konstitutionselement selbstreferentieller Systeme dar und fielen auch nicht mit deren basaler Selbstreferenz in eins. Gemäß dieser Typologie können semantische Schemata in sehr verschiedenartige Selbstreferenzprozesse involviert sein. Von der nachträglichen und nicht konstitutiven Thematisierung eines Systems in Reflexionszusammenhängen – wie sie unter anderem die Wissenssoziologie untersucht – bis hin zur performativen Hervorbringung von Systemoperationen im Rahmen basaler Selbstreferenz, sind sehr unterschiedliche Positionen denkbar, welche eine spezifische Semantik innerhalb eines sinnhaft operierenden Systems einnehmen kann.

Diskurse zwischen Immanenz und Kontingenz

Anders als die historischen Semantikstudien Luhmanns, die innerhalb einer allgemeinen Gesellschaftstheorie integriert werden, ist Foucaults analytische Ausrichtung – ganz in der Tradition Nietzsches stehend – durch einen anti-systematischen Gestus gekennzeichnet. An die Stelle eines breiten Apparats von Unterscheidungen und aufeinander abgestimmten Theoriefiguren treten bei Foucault historische Studien, welche nicht davor zurückschrecken, zuvor entwickelte Begrifflichkeiten und theoretische Entscheidungen in der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand zu erweitern, umzuschreiben und partiell auch zu revidieren. Der Status solcher »lokalen, regionalen und diskontinuierlichen Theorien« (Foucault/Deleuze 1978: 138) kann einerseits als ein Mangel an Theorie und konzeptioneller Kohärenz erlebt werden. Andererseits lässt sich darin ein ständig in Bewegung befindliches und (selbst-)kritisches Denken erkennen. In dieser Hinsicht können sich Diskursanalyse und Systemtheorie trefflich kritisieren: Während es der einen Position an konzeptioneller Schärfe fehlt, läuft der andere Ansatz Gefahr, sich in der Selbstbezüglichkeit kategorialer Setzungen zu verlieren.

Dennoch wäre es verfehlt, die Differenz der prinzipiellen Zugangsweisen zu verabsolutieren. Auch in den Schriften Foucaults finden sich thematische Kontinuitäten und konzeptionelle Ausarbeitungen, die seiner empirischen Arbeit stabile Orientierungspunkte und Deutungssche-

mata zur Verfügung stellen. Foucaults Studien – so unterschiedlich sie im Einzelnen auch sein mögen – haben sich stets für die Formen und Wege interessiert, »auf denen Menschen in unserer Kultur Wissen über sich selbst erwerben: Ökonomie, Biologie, Psychiatrie, Medizin und Strafrecht« (Foucault 2007a: 288). In einer kritischen Rekonstruktion der Humanwissenschaften sowie der mit ihnen verbundenen Institutionen werden für die westliche Moderne charakteristische Wissensordnungen, Machtformen und Subjektivierungsweisen offen gelegt. Trotz seiner zahlreichen Umschreibungen und späteren machtanalytischen Erweiterungen stellt Foucaults Diskursbegriff daher einen stets wichtigen konzeptionellen Bezugspunkt dar, wengleich er in den unterschiedlichen Werkphasen in jeweils anderer Hinsicht von Relevanz ist. Während die Archäologie der sechziger Jahre ihren Schwerpunkt auf die immanenten Regelmäßigkeiten diskursiver Aussagesfelder und deren wechselseitiger Relationierung im Archiv legt, so wird mit der Anfang der 1970er Jahre einsetzenden Genealogie eine Machtanalytik entwickelt, die den Kräfteverhältnissen nachspürt, welche die Kontingenz sozialer Ordnung vorläufig zu schließen vermögen.

Archäologie diskursimmanenter Regelmäßigkeiten

Die Archäologie Foucaults manifestiert sich material in drei historischen Studien, welche den diskursiven Möglichkeitsbedingungen bzw. »historischen Apriori« (Foucault 1974: 24) uns vertrauter Gegenstände, Erfahrungen und Institutionen nachspüren. Beginnend mit seiner Dissertation *Wahnsinn und Gesellschaft* von 1961 rekonstruiert Foucault die neuzeitliche Grenzziehung zwischen dem Wahnsinn und der Vernunft als eine »Geschichte des Anderen« (ebd.: 27). Es werden all diejenigen diskursiven wie institutionellen Praktiken in den Blick genommen, welche den Wahnsinn separieren und als einen Erfahrungsraum hervorbringen, der »gleichzeitig innerhalb und außerhalb steht« (ebd.), als etwas, das von der westlichen Moderne als ihr Anderes externalisiert wird. Die 1963 publizierte Studie *Die Geburt der Klinik* bemüht sich, wie ihr Untertitel verrät, um eine *Archäologie des ärztlichen Blicks*, der gelernt hat, zunächst nicht sichtbare Krankheitsmechanismen in das Feld des Sagbaren zu überführen und sie im Körper zu lokalisieren. Dabei spürt Foucault zentral auch dem Wechselverhältnis zwischen institutionellen und diskursiven Transformationen nach. In *Die Ordnung der Dinge* von 1966 konzentriert sich die Analyse nunmehr ganz auf das diskursive Feld. Von der Renaissance bis in die – im engen Sinne – Moderne werden die »impliziten Ontologien« und basalen epistemischen Ordnungsraster der verschiedenen sich als Humanwissenschaften etablierenden Disziplinen

herausgearbeitet. In dieser »Geschichte des *Gleichen*« (Foucault 1974: 27) interessieren nicht die Grenzbereiche der westlichen Kultur, sondern diejenigen Ordnungsmuster, welcher der empirischen Wahrnehmung und Kategorisierung des Menschen, seiner Sprache und seines ökonomischen wie sozialen Zusammenlebens zugrunde liegen. Einen vorläufigen Abschluss hat dieses Forschungsprogramm durch die *Archäologie des Wissens* von 1969 erfahren, welche die vorherigen Untersuchungen einer methodologischen Reflexion wie auch Korrektur unterzieht. Trotz der verwinkelten Schreib- und Argumentationsweise liefert Foucault hier eine präzise Bestimmung seines Diskursbegriffs.

Foucault entwickelt in der *Archäologie* sein diskursanalytisches Begriffsraster nicht mithilfe axiomatischer Definitionen, wie sie für die Systemtheorie oft kennzeichnend sind. Vielmehr befragt er vertraute Kategorien nach ihren blinden Flecken, ohne zu behaupten, dass diese vollständig referenzlos seien. Er geht der Frage nach, was man nicht sehen kann, wenn man das anfallende Wissen einer Kultur nach den »Werken« von »Autoren« oder »historischen Epochen« und »Wissenschaftsdisziplinen« gruppiert. Bezüglich der Kategorie des »Buches« heißt es etwa:

»Die Grenzen eines Buches sind nie sauber und streng geschnitten: über den Titel, die ersten Zeilen und den Schlusspunkt hinaus, über seine innere Konfiguration und die es autonomisierende Form hinaus ist es in einem System der Verweise auf andere Bücher, andere Texte, andere Sätze verfangen: ein Knoten in einem Netz« (Foucault 1981: 36).

Die scheinbar festen und scharfen Grenzen eines Buches geraten ins Schwimmen, sobald jenes intertextuelle »Spiel der Verweise« (ebd.) betrachtet wird, innerhalb dessen jedes Buch mit anderen Texten und Aussagen in einem sinnhaften Verweisungszusammenhang steht, der mitunter seine Verstehbarkeit erst sicherstellt. Die »Quasievidenz« (ebd.: 40) des Buches wird hinterfragt, um einen anderen, konsistenteren Zusammenhang sichtbar zu machen, der *quer* zu dessen Einheit verläuft. Analog argumentiert Foucault bezüglich der psychiatrischen Disziplin. Die von ihr gezogenen Grenzen zwischen der Vernunft und dem Wahnsinn fände sich »ebenso in juristischen Texten, in literarischen Ausdrücken, in philosophischen Betrachtungen, bei politischen Entscheidungen, in täglichen Redensarten, in Meinungen angewandt« (ebd.: 254f.). Wenn sich quer zu den angeführten Kategorien Verweisungszusammenhänge und Formen identifizieren lassen, die sich als »anonyme Verstreuung durch Texte, Bücher und Werke« (Foucault 1981: 89) hindurch realisieren, dann bedarf es neuer Konzepte, um diese adäquat zu fassen. Genau hier setzt Foucault mit seinem Begriff »diskursiver Formationen« an. Diskur-

se formieren demnach eine eigenen Typus von Einheit, die sich »durch die Zeit hindurch und weit über die individuellen Werke, die Bücher und die Texte hinaus« (Foucault 1981: 183) realisiert. Die theoretisch wie methodisch interessante Frage besteht nun darin, durch welche Mechanismen sich Diskurse individuieren und als voneinander unterscheidbare Einheiten abgrenzen.

Foucault diskutiert bei der Beantwortung dieser Frage vier Hypothesen, die sich als falsch herausstellen sollen. Ein Diskurs könne nicht durch die (1.) *Gegenstände*, die sich in ihm thematisiert finden, von anderen Diskursen unterschieden werden. Ein und derselbe Diskurs biete Raum für eine »Gesamtheit verschiedener Objekte« (ebd.: 67). Der psychopathologische Diskurs des 19. Jahrhunderts habe bspw. eine große Zahl verschiedener Krankheiten gekannt, die sich nicht auf *den* Wahnsinn reduzieren ließen. Ebenso bildeten nicht alle Äußerungen über den – vermeintlich stabilen – Referenten des Wahnsinns schon einen Diskurs. Auch anhand der (2.) *Äußerungsmodalitäten* könne die Einheit einer diskursiven Formation nicht festgemacht werden. »Qualitative Beschreibungen, biographische Erzählungen, Auffinden, Interpretation und Zerlegen der Zeichen, Analogieschlüsse, Deduktion, statistische Schätzungen, experimentelle Überprüfungen und andere Formen von Aussagen« (ebd.: 75) seien durchaus innerhalb *eines* Diskurses integrierbar. Umgekehrt bildeten nicht all diejenigen sprachlichen Performanzen schon einen Diskurs, die etwa Deduktionen vornehmen. Ebenfalls geben die verwendeten (3.) *Begriffe* kein stabiles Kriterium an die Hand, mit welchem sich Diskursformationen voneinander unterscheiden lassen. Der Diskurs der allgemeinen Grammatik des 17. und 18. Jahrhunderts habe »verschiedenen Begriffe[n] der ursprünglichen und abgeleiteten Sprache, der Metapher und der Figur, der poetischen Sprache« (ebd.: 91) Platz geboten, die sich nicht alle innerhalb eines deduktiven Begriffsgebäudes anordnen ließen. Und schließlich verbürge auch das (4.) *Thema* nicht die Einheit eines Diskurses. Mit Blick auf die Thematisierung von Evolution durch die Biologie des 18. und 19. Jahrhunderts schreibt Foucault deutlich: »Es ist ein und dasselbe Thema, ausgehend jedoch von zwei Typen des Diskurses« (ebd.: 56). Umso mehr erstaunt es, dass in aktuellen Rezeptionen der Foucaultschen Diskursanalyse ein entlang des Themas gebildeter Diskursbegriff vorzuherrschen scheint, wodurch dieser an das Konzept öffentlicher Debatten angenähert wird (vgl. u. a. Jäger 2004: 158ff.). Folgt man hier allerdings Foucaults *Archäologie*, dann stellt sich ein am Kriterium des Themas gebildeter Diskursbegriff sowohl als zu weit, als auch zu eng heraus: Zu eng ist er, da ein und derselbe Diskurs mitunter sehr verschiedene Themen anspricht; als zu weit er-

weist er sich, da ein und dasselbe Thema durch unterschiedliche Diskursformationen besetzt werden kann.

Gleichwohl Foucault die vier Hypothesen verwirft, da sie allesamt nicht die Einheitsbildung eines Diskurses zu erklären vermögen, so stellen auch für ihn Gegenstände, Äußerungsmodalitäten, Begriffe und Themen zentrale Elemente diskursiver Formationen dar. Jedoch haben diese ihren Status als diskursbegründende Kategorien eingebüßt und werden nunmehr als Korrelate ihnen zugrunde liegender Formationsregeln begriffen:

»[...] in dem Fall, in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit (eine Ordnung, Korrelationen, Positionen und Abläufe, Transformationen) definieren könnte, wird man übereinstimmend sagen, daß man es mit einer *diskursiven Formation* zu tun hat [...]. Man wird *Formationsregeln* die Bedingungen nennen, denen die Elemente dieser Verteilung unterworfen sind (Gegenstände, Äußerungsmodalität, Begriffe, thematische Wahl)« (Foucault 1981: 58).

Analog argumentiert Holz in seiner systemtheoretischen Analyse der Semantik des modernen Antisemitismus. Man kann

»von Semantiken, so die entscheidende Vorüberlegung, nur sprechen, wenn sich spezifische Muster der Sinnkonstitution etablieren und in diversen Kommunikationen reproduzieren. Diese Muster sind nicht mit Themen oder Inhalten gleichzusetzen. Vielmehr handelt es sich um Regeln, gemäß denen Themen aufgegriffen, umgearbeitet, verknüpft oder ignoriert werden« (Holz 2001: 541).

Systemtheoretisch wie diskursanalytisch stehen nicht die konkreten Inhalte und Äußerungsformen im Zentrum, sondern die für eine Semantik bzw. einen Diskurs konstitutiven Sinnverarbeitungsregeln, die einer Vielzahl von Gegenständen, Äußerungsmodalitäten, Begriffen und Themen Platz bieten und einen spezifischen Variationsraum für diese umreißen.

Mit dem Begriff der Aussage (*énoncé*) konkretisiert Foucault seine Beschreibung des assoziierten Feldes der verschiedenen diskurskonstitutiven Formationsregeln. In einem ersten Schritt grenzt er die Aussage von der Äußerung (*énonciation*) ab, die durch eine nicht wiederholbare »räumlich-zeitliche Individualität« (Foucault 1981: 148) gekennzeichnet sei. Gegenüber der Äußerung, die mit stets situativen und kontextspezifischen Bedeutungsnuancen einhergehe, wird die Aussage als wiederholbar konzipiert: »[M]an wird mühelos sagen, dass derselbe von zwei Personen unter etwas verschiedenen Umständen ausgesprochene Satz nur *eine* Aussage bildet« (Foucault 1981: 148) – wohingegen zwei distinkte

Äußerungen vorliegen. Die Aussage könne daher als eine »unendlich wiederholbare Form« (Foucault 1981: 148) begriffen werden, die aufgrund ihrer »uniforme[n] Anonymität« (ebd.: 92) von einer Vielzahl von Individuen zitiert werden könne und diesen allererst als intelligible Subjekte einen Raum biete. Daneben wird die Aussage von den sprachlichen Formen abgegrenzt, die ebenfalls in prinzipiell unendlicher Weise reaktualisiert werden könnten. Die Diskursanalyse interessiere sich aber nicht für die Sprache, sondern für die *Seltenheit von Aussagen*:

»Im Verhältnis zu dem, was in einer natürlichen Sprache hätte ausgesagt werden können, im Verhältnis zu der unbegrenzten Kombinatorik der sprachlichen Elemente, sind die Aussagen (wie zahlreich sie auch immer sein mögen) stets im Defizit« (ebd.: 173).

Die Archäologie untersucht die in verschiedenen stets singular situierten Äußerungen wiederkehrenden Regelmäßigkeiten bezüglich der Bildung von Gegenständen, Äußerungsmodalitäten, Begriffen und Themen. Die so herausdestillierten Formationsregeln realisieren nur sehr wenige der durch die Sprache eröffneten Möglichkeiten (vgl. Deleuze 1992: 9ff.). Die Parallelen zur systemtheoretischen Semantikkonzeption als einem »Typenschatz« (Luhmann 1993b: 19) sind offensichtlich.

Ausgehend vom Konzept der Aussage legt Foucault (1981: 167f.) eine pointierte Definition seines Diskursbegriffs vor: »Was nun aber unter dem Namen diskursive Formation beschrieben wurde, sind im strengen Sinne Aussagegruppen«. Da eine Aussage »stets Ränder [hat], die von anderen Aussagen bevölkert sind« (ebd.: 142), beschreibe die Archäologie das assoziierte Feld der Aussagen. Sie versuche »zu bestimmen, gemäß welchen Schemata (der seriellen Anordnung, der gleichzeitigen Gruppierungen, der linearen oder reziproken Modifizierung) die Aussagen miteinander in einem Diskurstyp verbunden werden können« (ebd.: 89). Wie eine solche Analyse im Einzelnen aussieht, hängt in starkem Maße vom empirischen Material und der Fragestellung ab, dennoch biete es sich an, »leitende Aussagen« zu suchen, die »einer sehr großen Zahl späterer Optionen Raum lassen« (ebd.: 210). Die Archäologie bescheidet sich aber nicht mit der Analyse der inneren Ökonomie diskursiver Formationen, sondern zielt auf das interdiskursive Zusammenspiel verschiedener Diskursformationen im Archiv einer Kultur, indem sie etwa diskursübergreifende Episteme identifiziert, wie sie Foucault in *Die Ordnung der Dinge* mit den Prinzipien der »Ähnlichkeit« oder der »Repräsentation« herausgearbeitet hat.

Genealogie von Macht/Wissen-Komplexen

Während die Archäologie Aussagen rekonstruiert, welche die Worte und die Dinge innerhalb eines Diskurses in Relation setzen, befasst sich die Genealogie verstärkt mit den institutionellen Kontexten von Wissensproduktionen sowie darüber hinausgehend mit dem Problem der Kontingenz sozialer Ordnung. Im Anschluss an Nietzsches Schrift *Zur Genealogie der Moral* (1887), die sich der Frage widmet, »unter welchen Bedingungen [...] sich der Mensch jene Werthurtheile gut und böse« (Nietzsche 2007: 5) erfand und an der Stelle universeller Wahrheiten nur einen »Wille[n] zur Macht« (ebd.: 68) entdeckt, tritt nunmehr die kontingente Genese sozialer Ordnung ins Zentrum der Analyse. Ähnlich wie Luhmann in seinen evolutionstheoretischen Überlegungen geht auch Foucault davon aus, dass die Geschichte ohne Ursprung, positive Gesetzmäßigkeit und Telos sei.⁴ Wenn der historische Prozess keine universellen Entwicklungsgesetze kennt, dann rücken jene Kämpfe in den Analysefokus, welche in die Negativität der Geschichte – im Sinne einer Abwesenheit spezifischer Notwendigkeit – eine positive und sichtbare Ordnung der Dinge einschreiben. Es sei nicht länger »die vorgreifende Macht eines Sinnes, sondern das Hasardspiel der Überwältigungen« (Foucault 1978a: 92) zu rekonstruieren. Daran knüpft Foucault aber zugleich im Unterschied zu Luhmann ein genuin politisches Anliegen. Die genealogische Kritik werde »aus der Kontingenz, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind, die Möglichkeit herauslösen, nicht mehr das zu sein, zu tun oder zu denken, was wir sind, tun oder denken« (Foucault 2007b: 186).

Der nicht zufällig mit der Genealogie eingeführte Machtbegriff adressiert exakt dieses Problem der Kontingenz sozialer Ordnung und verweist auf den politischen Charakter der Foucaultschen Analysen: Wo sich bei anderen Autoren eine Handlungs-, Kommunikations- oder Strukturtheorie befindet, platziert Foucault seine Machtanalytik. Für diese ist die Annahme zentral, dass Macht und Freiheit einander nicht ausschließen. Vielmehr sei jede Macht auf Momente von Freiheit konstitutiv angewiesen:

4 Sarasin (2009: 131ff.) zeigt auf, dass die Genealogie Foucaults bezüglich der formalen Argumentationsstruktur und der historisierenden Perspektive starke Ähnlichkeiten zur Evolutionstheorie Darwins aufweist. Ebenfalls sieht Lichtblau (1999: 240f.) Ähnlichkeiten zwischen der Foucaultschen Genealogie und aktuellen Theorien biologischer wie soziokultureller Evolution.

»Wo die Bedingungen des Handelns vollständig determiniert sind, kann es keine Machtbeziehung geben. Sklaverei ist keine Machtbeziehung, wenn der Mensch in Eisen geschlagen ist (dann handelt es sich um ein Verhältnis physischen Zwangs)« (Foucault 2005a: 257).

Macht setze die Freiheit und Kontingenz von Handlungen voraus, gleichwohl sie versuche diese zu finalisieren und deren Ereignishaftigkeit zu bannen. Jenseits von Zwang und Zufall kann Macht als derjenige Ort verstanden werden, an welchem die kontingenten Verhaltensweisen von Menschen mithilfe spezifischer Strategien zu regieren versucht werden. Foucault beschreibt Macht daher auch als die »handelnde Einwirkung auf Handeln, auf mögliches oder tatsächliches, zukünftiges oder gegenwärtiges Handeln« (ebd.: 255), wobei aufgrund eines Mangels an vollständiger Kontrolle stets Widerständigkeiten und Gegen-Kräfte mit in Rechnung zu stellen seien. Von Interesse ist »die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren« (Foucault 1983: 93) und ein strategisches Feld für Selbst- und Fremdeinwirkungen öffnen. Macht stellt dann keine besitzbare Substanz dar, vielmehr ist sie ein relationales und strategisches Feld von Kräften, die sich in ihrer Intensität und Ausdehnung wechselseitig limitieren. Die Kämpfe um die Durchsetzung spezifischer Realitäten und Handlungsmodi können sich dabei nicht auf Entscheidungsregeln berufen, die dem Machtspiel vorgelegt sind, sondern müssen schlicht vollzogen werden.

Wenn der nominalistische Machtbegriff Foucaults dem handelnden Einwirken auf Handeln einen Namen gibt, dann findet sich Macht auch »außerhalb der Staatsapparate, unterhalb davon und neben ihnen, auf einem sehr viel niedrigeren, alltäglichen Niveau« (Foucault 2005b: 79). An all jenen Orten, wo menschliche Handlungsweisen gemäß spezifischen Rationalitäten zu formen versucht werden, können Kräfte- respektive Machtverhältnisse entdeckt werden. Diese »Allgegenwart der Macht« (Foucault 1983: 94) erfordere methodisch zugleich eine »Mikrophysik der Macht« (Foucault 1994: 40), die sich für die vielfältigen, auch unscheinbaren Formen der Fremd- wie Selbsteinwirkung interessiert. Foucaults Analysen kreisen um jene zahllosen Rädchen und Stellschrauben, an denen gedreht wird, um die Kontingenz menschlicher Handlungen zu bändigen. In seiner Studie *Überwachen und Strafen* (1975) spürt er etwa den vielfältigen Orten nach, in denen Individuen auf disziplinierende Weise durch Stundenpläne, Sitz- und Hausordnungen, Prüfungen oder Strafprozeduren in ein institutionelles *Setting* positioniert werden. Anstatt nur das Gefängnis mit seinen Disziplinarmaßnahmen zu beschreiben, öffnet die Studie den Blick für die kapillaren Verästelungen dieser Form von Macht, wie sie auch in Schulen, Kaser-

nen, Fabriken oder Spitälern zu finden sei. Genealogisch interessieren die heterogenen Formen, wie Kräfteverhältnisse organisiert und die vielfältigen Handlungsmöglichkeiten von Menschen – etwa gemäß einer Pastoral-, Disziplinar- oder Bio-Macht – verknüpft werden. Stets werden so auch spezifische Formen von Subjektivität hervorgebracht, die durch bestimmte Handlungsmodi sowie Selbst- und Fremdbezüge gekennzeichnet sind. Eine Gesellschaft formiere dann »kein einheitliches Gebilde, in dem nur eine einzige Macht herrschte, sondern ein Nebeneinander, eine Verbindung, eine Koordination und auch eine Hierarchie verschiedener Mächte, die dennoch ihre Besonderheit behalten« (Foucault 2005c: 224).

Die Foucaultsche Machtanalytik unterläuft nicht nur die Gegenüberstellung von Macht und Freiheit, sondern auch jene von Macht und Wissen. Entgegen der Annahme, dass nur dort Wissen und Wahrheit existieren könnten, wo die Machtverhältnisse suspendiert seien, entwickelt Foucault die These von deren *konstitutiver Verschränkung*. Zwischen Macht und Wissen besteht demnach kein Nullsummenspiel, sondern ein wechselseitiger Bedingungs- und Steigerungszusammenhang. Es sei davon auszugehen,

»daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert« (Foucault 1994: 39).

Wenn also »Macht immer an Wissen und Wissen immer an Macht anschließt« (Foucault 1976: 45), dann stellt sich die Frage, wie dieses Verhältnis im Einzelnen gedacht und argumentativ begründet werden kann. Hierfür liefert Foucault zwei unterschiedliche Antworten.

Erstens denkt er das Verhältnis von Wissen und Macht in Analogie zur Unterscheidung diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken: »Mich interessiert die Art und Weise, wie das Wissen an die institutionellen Formen, an die gesellschaftlichen und politischen Formen gebunden ist – kurz: die Analyse zwischen Wissen und Macht« (Foucault 2005d: 69). Wenn Foucault Prüfungen in Schulen oder die architektonische Anordnung von Gefängnissen untersucht, dann kann er plausibel aufzeigen, dass innerhalb von Institutionen durch Prüfungs- und Überwachungspraktiken neues Wissen über die Subjekte produziert und dabei zugleich an spezifische – etwa pädagogische – Wissensordnungen angeschlossen wird. Die verschiedenen humanwissenschaftlichen Disziplinen werden so an bestimmte institutionelle Machtordnungen gebunden und deren Co-Evolution aufgezeigt. Man denke nur an das enge Verhältnis zwi-

schen klinischer Psychologie und Psychiatrie, Medizin und Klinik oder Pädagogik und Schule. Foucaults Konzeption erinnert hier an die systemtheoretische Untersuchung von Reflexionstheorien, wenngleich er von einem zirkulären und nicht indikativen Verhältnis ausgeht.

Zweitens entwickelt Foucault (1983: 100, H. d. A.) das Argument, dass »sich Macht und Wissen *im* Diskurs ineinander fügen«. Diskursformationen erscheinen dann als Kräfteverhältnisse, in denen unterschiedliche Möglichkeiten Aussagen zu generieren, um den sprachlich geöffneten Raum zu verknappen, gegeneinander ausgespielt werden. Der Diskurs sei die »Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 2003: 11) und nicht nur ein bloßes Kampfmittel. Die jeder Gesellschaft inhärente »Politik der Wahrheit« (Foucault 2005e: 105), die bestimmte Aussagen mit dem Signum der Wahrheit belege, sei dann zentral zu untersuchen. Diese enge Verknüpfung von Macht und Wissen ist nicht mit der Auffassung zu verwechseln, dass Wissen stets Macht sei, da sie zu einer adäquaten Weltorientierung befähige. Vielmehr verweist Foucault auf die Kontingenz von Wissens- und Wahrheitsproduktion, die stets in konkrete diskursive Kämpfe eingelassen ist. Wo Luhmann nach den gesellschaftsstrukturellen Hintergrundbedingungen von Plausibilität für Semantik fragt, erblickt Foucault zahlreiche kontingente Artikulationspraktiken diskursiver Formationen.

Wenn jedes Aussagefeld stets auch ein Machtfeld ist, dann kann die Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken nicht mehr mit jener von Wissen und Macht synchronisiert werden. In Weiterführungen der Diskursanalyse wird zudem die sich dazu komplexer verhaltende These stark gemacht, dass auch vermeintlich nicht-diskursive Praktiken auf Wissensschemata angewiesen sind, wodurch die Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken nunmehr kollabiert bzw. unabhängig von der Unterscheidung zwischen Macht und Wissen definiert werden müsste. Jede soziale Praxis hat dann einen Wissens- und einen Machtaspekt, ähnlich wie sich bei Luhmann Beobachtung und Operation in sozialen Systemen konstitutiv ineinander verschränken. Schon in einem Gespräch vom 1977 hält Jacques-Alain Miller Foucault das Argument entgegen, dass Institutionen »offensichtlich diskursiver Natur« (Miller in Foucault 1978b: 125) sind. Ebenfalls führen Laclau/Mouffe (2006: 141f.) ihren poststrukturalistischen Diskursbegriff in dezidiert Kritik an Foucaults Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken ein. Das Diskursive stelle die »Bedingung jeglicher gesellschaftlicher Praxis« dar, da »jede soziale Praxis Produktion von Sinn ist« (Laclau 1981: 176).

Foucaults Mitte der 1970er Jahre eingeführter Dispositivbegriff kann als eine Strategie gelesen werden, die mit der Unterscheidung zwischen

diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken einhergehenden analytischen Probleme vorläufig zu überbrücken. Unter einem Dispositiv wird dabei ein heterogenes Ensemble verschiedener Diskursformationen, nicht-diskursiver Praktiken und Materialitäten verstanden, wobei jedes Dispositiv spezifische gesellschaftliche Zustände problematisiere und die ihnen zugeschriebene Gefahr zu bannen versuche (vgl. Foucault 1978b: 119ff.). Beispiele hierfür sind das im 18. Jahrhundert entstehende Sexualitätsdispositiv oder die verschiedenen neuzeitlichen Sicherheitsdispositive, welche mittels indirekter Steuerungsmaßnahmen – staatlicher, medizinischer, ökonomischer, pädagogischer oder wissenschaftlicher Art – eine Bevölkerung zu regulieren versuchen (vgl. Foucault 1983, 2004: 13ff.). Gleichwohl der Dispositivbegriff auf der Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken aufbaut, trägt er zu ihrer *Vergleichgültigung* bei, da es auf die Verknüpfung heterogener Elemente ankommt – unabhängig ob diese diskursiver oder institutioneller Natur sind. Millers obigem Einwand wird dann auch wie folgt entgegnet: »Von mir aus. Aber für das, was ich mit dem Dispositiv will, ist es kaum von Bedeutung, zu sagen: das hier ist diskursiv und das nicht« (Foucault 1978b: 125). Eine interessante Reformulierung des mit dem Dispositivbegriff eher »gedeckelten« denn gelösten Problems bietet die in den späten Arbeiten Foucaults zunehmend wichtiger werdende Unterscheidung zwischen Rationalitäten und Technologien, welche zu eine *der* Leitunterscheidungen für die an Foucault anschließenden *studies of governmentality* avancieren sollte. Anders als der Diskursbegriff bei Laclau/Mouffe ermöglicht diese Unterscheidung, zwischen den diskursiven Programmatiken einerseits und den konkreten Technologien und Selbstführungspraktiken andererseits, durch welche die in den Rationalitäten skizzierten Handlungsmöglichkeiten realisiert werden, zu differenzieren. Dabei dürfe die Realisation nicht als eine »implementation« of ideal schemes in the real« (Rose/Miller 1992: 183) missverstanden werden, sondern sei als ein *Übersetzungsprozess* in seiner doppelten Bedeutung zu begreifen: »both a movement from one space to another, and an expression of a particular concern in another modality« (ebd.: 181). Anders als die Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken betont jene zwischen Rationalitäten und Technologien jedoch, dass auch vermeintlich nicht-diskursive Praktiken auf spezifische Wissensschemata konstitutiv angewiesen sind. Der Begriff der »Übersetzung« ermöglicht es dabei, Einheit *und* Differenz von Rationalitäten und Technologien zu denken.

Konklusion

Der vorgenommene Vergleich konnte eine Reihe von Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Luhmanns Konzeption von Semantik und der Foucaultschen Diskursanalyse herausarbeiten. In der Gesamtschau zeigt sich, dass neben deutlich divergierenden Rahmungen und Erkenntnisinteressen, immer wieder interessante Ähnlichkeiten entstehen, die durchaus auf theoriekonstruktive Anschlussmöglichkeiten hinweisen. Gleichwohl Kneers (2004: 52f.) prinzipieller Warnung vor einer »übereilten Kombination« heterogener Theoriebausteine zuzustimmen ist, die oft zu einem »nur schwer verdaulichen Theorienmix« führten, möchte ich vier Konvergenzpunkte zwischen den Wissenskonzeptionen Foucaults und Luhmanns nochmals benennen, die gemeinsame Weiterführungen ermöglichen: *Ers- tens* gehen beide Autoren davon aus, dass sich in die Unterbestimmtheit der Sprache spezifische Schemata einnisten, die deutlich engere Rahmen abstecken, wenngleich sie gegenüber den konkreten Äußerungen und Operationen selbst unterbestimmt verbleiben. *Zweitens* verknüpfen sich verschiedene Aussagen zu ganzen Aussagefeldern und grenzen sich von anderen systematisch ab. *Drittens* nehmen Diskursschemata sowohl bei der Entstehung kommunikativer Ordnung wie bei der Subjektgenese eine konstitutive Funktion ein. Ein wichtiger Unterschied besteht jedoch darin, dass Luhmann, anders als Foucault, Bewusstsein und Kommunikation als autopoietische Systeme konzeptualisiert, die füreinander wechselseitig Umwelt darstellen. *Viertens* ermöglichen es beide Ansätze, Wissensordnungen sowohl als konstitutiv wie auch als »sekundär« gegenüber einer konkreten sozialen Praxis zu analysieren. Es bleibt dann eine empirisch zu beantwortende Frage, ob und wenn ja mit welchen Übersetzungsfehlern die innerhalb einer spezifischen Semantik bzw. diskursiven Formation entworfenen Möglichkeiten und Rationalitäten realisiert werden.

Literatur

- Andersen, Niels A. (2003): Discursive analytical strategies. Understanding Foucault, Koselleck, Laclau, Luhmann, Bristol.
- Deleuze, Gilles (1992): Foucault, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1976): »Räderwerke des Überwachens und Strafens«. In: Mikrophysik der Macht. Michel Foucault. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin, Berlin, S. 31-47.

- Foucault, Michel (1978a): »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«. In: Von der Subversion des Wissens, hg. v. Walter Seitter, Frankfurt a.M./Berlin/Wien, S. 83-109.
- Foucault, Michel (1978b): »Ein Spiel um die Psychoanalyse. Ein Gespräch mit Angehörigen des Departement de Psychanalyse der Universität Paris/Vincennes«. In: Dispositive der Macht. Michel Foucault. Über Sexualität, Wissen, Wahrheit, Berlin, S. 118-175.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Bd. 1, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (2003): Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977-1978, hg. v. Michel Sennelart, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (2005a): »Subjekt und Macht«. In: Analytik der Macht Foucault, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 240-263.
- Foucault, Michel (2005b): »Macht und Körper«. In: Analytik der Macht Foucault, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 74-82.
- Foucault, Michel (2005c): »Die Maschen der Macht«. In: Analytik der Macht Foucault, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 220-239.
- Foucault, Michel (2005d): »Wahnsinn, eine Frage der Macht«. In: Analytik der Macht Foucault, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 69-73.
- Foucault, Michel (2005e): »Gespräch mit Michel Foucault«. In: Analytik der Macht Foucault, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 83-107.
- Foucault, Michel (2007a): »Technologien des Selbst«. In: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 287-317.
- Foucault, Michel (2007b): »Was ist Aufklärung?«. In: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst, hg. v. Daniel Defert/François Ewald, Frankfurt a.M., S. 171-190.
- Foucault, Michel/Deleuze, Gilles (1978): »Die Intellektuellen und die Macht«. In: ders.: Von der Subversion des Wissens, hg. v. Walter Seitter, Frankfurt a.M./Berlin/Wien, S. 128-140.

- Fuchs, Peter (1995): Die Umschrift. Zwei kommunikationstheoretische Studien: »japanische Kommunikation« und »Autismus«, Frankfurt a.M.
- Habermas, Jürgen (1988): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt a.M.
- Hahn, Alois (2004): »Ist Kultur ein Medium?«. In: Luhmann und die Kulturtheorie, hg. v. Günter Burkart/Gunter Runkel, Frankfurt a.M., S. 40-57.
- Holz, Klaus (2001): Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg.
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Münster.
- Kieserling, André (2004): »Die Soziologie der Selbstbeschreibung. Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie«. In: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens, hg. v. ders., Frankfurt a.M., S. 46-108.
- Kneer, Georg (1996): Rationalisierung, Disziplinierung und Differenzierung. Zum Zusammenhang von Sozialtheorie und Zeitdiagnose bei Jürgen Habermas, Michel Foucault und Niklas Luhmann, Opladen.
- Kneer, Georg (2004): »Differenzierung bei Luhmann und Bourdieu. Ein Theorienvergleich«. In: Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich, hg. v. Armin Nassehi/Georg Nollmann, Frankfurt a.M., S. 25-56.
- Kogge, Werner (1999): »Semantik und Struktur. Eine »alteuropäische« Unterscheidung in der Systemtheorie«. In: Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften, hg. v. Andreas Reckwitz, Opladen, S. 67-99.
- Koselleck, Reinhart (1972): »Einleitung«. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1 (A-D), hg. v. Otto Brunner/Werner Conze/ders., Stuttgart, S. XIII-XXVII.
- Koselleck, Reinhart (1989): »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«. In: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, hg. v. ders., Frankfurt a.M., S. 107-129.
- Laclau, Ernesto (1981): »Anhang: Populistischer Bruch und Diskurs (1979)«. In: Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus – Faschismus – Populismus, hg. v. ders., Berlin, S. 176-185.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2006): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien.
- Lichtblau, Klaus (1999): Das Zeitalter der Entzweiung. Studien zur politischen Ideengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin.

- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1987): »Distinctions directrices«. Über die Codierung von Semantiken und Systemen«. In: Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, hg. v. ders., Wiesbaden, S. 13-31.
- Luhmann, Niklas (1993a): »Vorwort«. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 3, hg. v. ders., Frankfurt a.M., S. 7-10.
- Luhmann, Niklas (1993b): »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1, hg. v. ders., Frankfurt a.M., S. 9-71.
- Luhmann, Niklas (1993c): »Vorwort«. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1, hg. v. ders., Frankfurt a.M., S. 7-8.
- Luhmann, Niklas (1994a): Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1994b): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1995a): »Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung«. In: Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus, hg. v. Henk de Berg/Matthias Prangel, Tübingen, S. 9-35.
- Luhmann, Niklas (1995b): »Was ist Kommunikation?«. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, hg. v. ders., Wiesbaden, S. 109-120.
- Luhmann, Niklas (1996): »Zeit und Gedächtnis«. In: Soziale Systeme 2, S. 307-330.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bände, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1998): Love as Passion. The Codification of Intimacy, Stanford.
- Luhmann, Niklas (1999a): »Vorwort«. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4, hg. v. ders., Frankfurt a.M., S. 7-8.
- Luhmann, Niklas (2008): »Die Autopoiesis des Bewußtseins«. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, hg. v. ders., Wiesbaden, S. 55-108.
- Luhmann, Niklas (2008c): »Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn: Zur Genese von Wissenschaft«. In: Niklas Luhmann. Ideenevolution. Beiträge zur Wissenssoziologie, hg. v. André Kieserling, Frankfurt a.M., S. 132-185.

- Mannheim, Karl (1982): »Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen«. In: Der Streit um die Wissenssoziologie. Erster Band. Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie, hg. v. Volker Meja/Nico Stehr, Frankfurt a.M., S. 325-370.
- Mannheim, Karl (1995): Ideologie und Utopie, Frankfurt a.M.
- Nietzsche, Friedrich (2007): Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift, Stuttgart.
- Reinhardt-Becker, Elke (2004): »(Luhmannsche) Systemtheorie – (foucaultsche) Diskurstheorie. Analogien und Differenzen. Eine Erwiderung«. In: kultuRRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie 47, S. 8-13.
- Rose, Nikolas/Miller, Peter (1992): »Political power beyond the State: problematics of government«. In: British Journal of Sociology 42, S. 173-205.
- Sarasin, Philipp (2009): Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie, Frankfurt a.M.
- Stäheli, Urs (1998): »Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik«. In: Soziale Systeme 4, S. 315-339.
- Stäheli, Urs (2000): Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie, Weilerswist.
- Stäheli, Urs (2004): »Semantik und/oder Diskurs: ›Updating‹ Luhmann mit Foucault?«. In: kultuRRevolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie 47, S. 14-19.
- Stichweh, Rudolf (2000): »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«. In: Soziale Systeme 6, S. 237-250.
- Strubar, Ilja (2006): »Systemischer Materialismus oder Konstitutionsanalyse sinnverarbeitender Systeme? Zwei Wege systemtheoretischer Wissenssoziologie«. In: Soziologische Revue 28, S. 3-13.